

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 150.

Donnerstag, 1. Juli.

1915.

Um die Beute.

(Nachdruck verboten.)

(27. Fortsetzung.)

Kriminalroman von Reinhold Ortmann.

Achtzehntes Kapitel.

Am zweiten Vormittage nach seiner Abreise kehrte Hartmann in die Wendriner'sche Wohnung zurück. Hanna war es, die ihm auf sein Klingeln öffnete, wie seither jedes Anschlagen der Glocke sie veranlaßt hatte, an die Tür zu eilen.

Sie erschraf, als sie ihn erkannte, und in ihrer ersten Bestürzung konnte sie nichts anderes herausbringen als: „Sie sind wieder da? — Wo ist mein Vater?“

„Darauf werde ich Ihnen Auskunft geben, Fräulein Wendriner“, sagte er sehr gemessen, „wenn Sie mir sofort eine Unterredung unter vier Augen ermöglichen wollen. Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu sprechen.“

Hanna zauderte, aber ihre Unentschlossenheit war nur von kurzer Dauer, denn sie war nicht feige. „Lassen Sie uns in Ihr Zimmer gehen“, erwiderte sie. „Ich stehe zu Diensten.“ Und als sie dann allein miteinander waren, wiederholte sie ihre vorige Frage: „Wo ist mein Vater? Warum sind Sie ohne ihn zurückgekommen?“

„Ihr Vater befindet sich als Polizeigefangener im Kreisfrankenhaus zu Brandenstein. Nur dem Umstand, daß er seit seiner Einkieferung vernehmungsunfähig war, daß er keinerlei Legitimationspapiere bei sich führte und sich unter einem falschen Namen in das Fremdenbuch des Hotels eingetragen hatte, haben Sie es zuschreiben, daß man Ihnen noch keine amtliche Nachricht davon zukommen ließ.“

Hanna lehnte totenbleich am Tische, aber sie fekte seiner Rücksichtslosigkeit eine trotzig Selbstbeherrschung entgegen.

„Er ist also schwerkrank, trotzdem er doch ganz gesund war, als er uns verließ?“

„Die Ärzte des Krankenhauses sagen, es sei ein Nervenschlag, unter dem er zusammengebrochen sei. Auf einen Zustand fürchterlicher Aufregung folgte eine vollständige Apathie. Er ist anscheinend bei Bewußtsein, aber er zeigt keinerlei Interesse für das, was mit ihm geschieht, und antwortet auf keine der ihm vorgelegten Fragen.“

„Es ist also genau dasselbe wie damals nach dem Zusammenbruch, als die Anklage wegen betrügerischen Bankrotts gegen ihn erhoben wurde. Damals hatte er es im Verlauf einer Woche überwunden.“

„Sobiel ich gehört habe, ist die Prognose der Ärzte diesmal weniger günstig. Man hegte zur Zeit meiner Abreise sehr ernste Besorgnisse um sein Leben.“

Noch immer veränderte sich in Hannas bleichem, starrem Gesicht keine Linie. Als hätte sie seine letzten Worte gar nicht gehört, fragte sie weiter: „Sie sagen, daß er als Polizeigefangener im Krankenhaus ist? Warum das? Er hat während seines kurzen Aufenthalts in Brandenstein doch wohl kaum etwas Strafwürdiges getan?“

„Er wurde überrascht, als er zu nächtllicher Stunde auf dem Kirchhofe einen Grabhügel zerstörte. Auf Grabshändung aber sind strenge Strafen gesetzt.“

Nun war Hanna doch in Gefahr, ihre Fassung zu verlieren. Der kalte, durchdringende Blick dieses erbarmungslosen Menschen bohrte sich wie ein Dolchmesser in ihre Seele, und für einen Moment mußte sie ihre Augen mit der Hand bedecken, um ihm zu entgehen.

Hartmann wartete ein paar Sekunden lang, dann fuhr er ohne die leiseste Regung des Mitleids fort: „Es wundert mich, Fräulein Wendriner, daß Sie gar keine Frage nach der Ausbeute meiner Brandensteiner Reise an mich zu richten haben. Interessiert es Sie denn so wenig, ob es Ihrem Vater und mir gelungen ist, die verborgenen Schätze des Herrn Grabenberg zu heben?“

Sie antwortete ihm nicht.

Nach kurzen Warten sprach er weiter: „Oder trauken Sie vielleicht schon vorher, daß wir nichts finden würden? Jetzt, da der Freund, für den Sie sich so heldenmütig geopfert haben, wohl schon in Sicherheit ist, könnten Sie es am Ende ruhig zugestehen.“

Hanna ließ die Hand sinken und sah ihn an. Ein Ausdruck düsterer Entschlossenheit war auf ihrem Gesicht. „Warum spielen Sie mit mir wie die Katze mit der Maus? Wenn ich Sie betrog, hätte ich Ihnen damit denn etwas anderes angetan als Sie mir? War denn Ihre angeblüche Freundschaft für mich von allem Anfang an etwas anderes als schändlicher Betrug?“

„Ich habe auch gar nicht die Absicht, Ihnen Vorwürfe zu machen. Jeder nimmt seine Interessen wahr, so gut er kann — das ist sein unzweifelhaftes Recht, und der Dummere muß sich darein ergeben, wenn in diesem Interessenkampfe der Klügere den Sieg behält. Vielleicht macht es Ihnen Vergnügen, Fräulein Wendriner, wenn ich Ihnen ausdrücklich zusehe, daß Sie bis zu diesem Augenblick die Klügere gewesen sind.“

Da lachte sie schneidend auf. „Die Klügere? — Wollen Sie mich verhöhnen? Die Klügere — ich? — Die sich von einem Schurken hintergehen ließ wie ein ahnungsloses Gänsehen?“

Hartmann horchte auf. Der Ton, der da an sein Ohr geschlagen war, klang wirklich echt. Aber er hatte gelernt, diesem Mädchen gegenüber auf der Hut zu sein. „Ein neuer Aufzug der Komödie also? Meinetswegen! — Aber wozu die Anstrengung? Es ist nicht mehr der Mühe wert, mich am Narrenseil herumzuführen. Ich habe ja ausgehört, einer der Mitwirkenden in diesem Possenspiel zu sein. Was jetzt noch zu tun ist, wird die Polizei besorgen, und Sie müssen Ihre Klünste deshalb schon an einer anderen Stelle versuchen.“

„O nein, mein Herr! In dieser Sache ist es mit meiner Kunst und mit meinen Klünsten zu Ende. Ich wünschte aus tiefstem Herzen, die Kriminalpolizei wäre geschickter als Sie.“

„So sicher also sind Sie Ihrer Sache? So bestimmt wissen Sie, daß Ihr Freund sich und seine Weite glücklich aus dem Bereich aller Verfolgungen gebracht hat?“

„Nichts weiß ich — gar nichts!“ schrie sie mit ausbrechender Leidenschaft. „Aber wenn es so ist, wie Sie sagen, so hat er es dem glücklichen Zufall zu danken, daß man Narren und Dummköpfe zu seinen Wächtern bestellt hatte, und daß ein verblendetes Weib sich dazu hergab, ihm als Brücke in die Freiheit zu dienen.“

Nun war er gewiß, daß sie ihm keine Komödie mehr vorspielte. Er änderte seinen Ton. „Soll ich Ihnen glauben, Fräulein Wendriner? Auch Sie also hätte dieser Grevenberg betrogen?“

„Nur mich hat er betrogen — mich ganz allein! Denn welche Verpflichtung hätte er gehabt, gegen meinen Vater oder gegen Sie aufrichtig zu sein? — Gegen die Muthunde, die ihm auf den Fersen waren, mochte er sich immerhin wehren mit allen Mitteln der Verschlagenheit und der List. Mich aber durfte er nicht hintergehen — mich nicht.“

„So sagen Sie mir alles Fräulein Ganna! Vielleicht können wir doch noch einmal aufrichtige Bundesgenossen werden.“

„Was soll ich Ihnen denn noch sagen, das Sie nicht schon erraten hätten? Ich habe ihm zur Flucht verholfen, mit Lug und Trug und mit der Hergabe meiner letzten Sparsfennige. Er sollte seine versteckten Schätze heben und sollte innerhalb vierundzwanzig Stunden zurückkommen, um mich zu holen, oder mir den Ort angeben, an dem wir uns zur gemeinsamen weiteren Flucht vereinigen würden. Ich vertraute ihm, ich war trotz meiner Erfahrungen einfältig genug, seinen Versprechungen zu glauben.“

„Und er hat natürlich nach seiner Abreise nichts mehr von sich hören lassen? Sie hegen keine Hoffnung mehr, daß er sein Versprechen dennoch einlösen könnte?“

„Nein, so wahnsinnig bin ich nicht. Jetzt könnte er ja gar nicht mehr kommen, da er sich sagen muß, daß mein Vater ihn sicherlich nicht zum zweiten Male entweichen ließe, nachdem er mit dieser Kirchhofgeschichte einmal das Opfer eines Betrugens geworden. Es war auch von vornherein gar nicht seine Absicht.“

„Und Sie wollen sich ganz untätig verhalten? Sie wollen es ruhig geschehen lassen, daß er die Früchte seines Verraths genießt — vielleicht in der angenehmen Gesellschaft einer anderen?“

Ganna war zusammengeschrien wie unter einem Peitschenhieb. So viel Temperament Hartmann ihr auch zutraute, dies dämonisch wilde Funkeln in ihren Augen machte ihn doch betroffen.

„Sagen Sie mir, wo ich ihn finde, und er soll seines Schurkenstreiches wahrhaftig nicht froh werden.“

„Er hat Ihnen sein Reiseziel nicht genannt?“

„Ich habe ihn nicht einmal danach gefragt. Wozu mich? Wenn es seine Absicht war, mich zu hintergehen, würde er mir ja doch mit einer Lüge geantwortet haben.“

„Vermuthlich! Aber wie konnten Sie ihm auch so Blindlings vertrauen? Haben Sie sich denn gar nicht bemüht, über seine Pläne etwas aus ihm herauszubringen, ohne daß er es merkte?“

„Ich habe es wohl versucht, aber er war klüger als ich. Ich weiß nichts — nichts.“

„Das ist allerdings schlimm. Dann werde ich doch wohl die Hoffnung auf meine Belohnung fahren lassen müssen, und Sie, mein unkluges Fräulein, werden um Ihre Mache an dem Verräter kommen. Denn von der Polizei haben wir jetzt, nachdem Grevenberg einen Vorsprung von drei Tagen gewonnen hat, aller Voraussicht nach wenig zu erwarten, auch wenn sie den Telegraphen nach allen Richtungen der Windrose spielen läßt, um die Spur des Herrn Herbert Wynder zu entdecken.“

Er war niemals in üblicherer Sprache gewesen als in diesem Augenblick, denn er mußte ja seiner eigenen

Rechtgläubigkeit einen nicht geringen Teil der Schuld beimessen an dem Scheitern seiner Mission.

Da sagte Ganna, die mit finstern Gesicht und fest zusammengepreßten Lippen vor ihm gestanden, plötzlich: „Warten Sie einen Augenblick. Ich will Ihnen etwas zeigen, was ich in seinem Zimmer gefunden habe. Da Sie so scharfsinnig sind, kann es Ihnen möglicherweise von Wichtigkeit sein.“

Sie kehrte rasch zurück und legte eine Anzahl Papierseken vor ihn auf den Tisch.

„Er war seit einer Woche in unserem Hause“, erzählte sie, „als ich ihn eines Tages beim Schreiben eines Briefes überraschte. Er hatte eben den letzten Federzug der Adresse getan und schob bei meinem Eintreten den Umschlag so hastig unter die anderen auf dem Tisch liegenden Papiere, als hätte er ein sehr großes Interesse daran, ihn nicht sehen zu lassen. Dabei mag sich dann wohl die nasse Schrift ein wenig verwischt haben, so daß er das Briefkuvert später nicht mehr verwenden konnte. Ich fand es zerrissen in seinem Papierkorb. Aber die Stücke waren so klein, daß ich trotz aller Bemühungen die Adresse nicht mehr zusammenbringen konnte. Dieses hier waren die größten der vorhandenen Fragmente. Aber auch sie haben mir unbläsliche Rätsel aufgegeben.“

Während sie sprach, hatte sie die Papierschnitzel so zusammengefügt, daß sie wieder die Wortfragmente: „utnant vo— hde — abensel—“ ergaben.

Mit gespannter Aufmerksamkeit war Hartmann ihrem Beginnen gefolgt. „Diese Überreste können uns allerdings möglicherweise von Bedeutung werden“, erklärte er. „Haben Sie die übrigen Schnitzel des Umschlags nicht mehr in Ihrem Besitz?“

Ganna mußte verneinen. „Ich habe sie fortgeworfen, da es doch unmöglich gewesen wäre, sie in einen Zusammenhang zu bringen.“

„Das ist sehr schade. Wir müssen uns also mit dem zu helfen suchen, was wir haben. Da scheint mir denn so viel wie sicher, daß unser Freund mit einem adeligen Leutnant oder Oberleutnant oder Generalleutnant korrespondiert hat. Wenn wir die Persönlichkeit des Adressaten feststellen können, so gewinnen wir damit möglicherweise einen wichtigen Anhalt für die Natur von Grevenbergs Plänen. Er hatte vor seiner Bestrafung die Manie, sich unter falschem Namen an vornehme Leute heranzudrängen, und es scheint fast, daß er sich jetzt mit einem dieser alten Bekannten, in Verbindung zu setzen gesucht hat. Mit den drei Buchstaben „hde“ können wir allerdings nicht viel anfangen, denn es gibt sicherlich Tausende von Namen, in die sie hineinpassen würden. Die Ortsbezeichnung scheint schon viel versprechender, obwohl ich mir seit fünf Minuten vergebens den Kopf zerbreche, um eine Stadt ausfindig zu machen, deren Name mit diesen Silben in Zusammenhang zu bringen ist. Nebenselde — Nebenselde — Nebenseld — alle diese Orte existieren nicht. Aber es dürfte doch nicht unmöglich sein, den richtigen zu ermitteln. Ich werde es unverzüglich versuchen. Sie haben zu Grevenberg natürlich nichts von Ihrem Funde gesprochen?“

Ganna verneinte, und mit dem Eifer, der jede seiner Handlungen charakterisierte, machte sich Hartmann umgesehen an die weitere Verfolgung der schwachen Fährte. Er ging aus, und als er nach drei Stunden zurückkehrte, winkte er Ganna, die ihm geöffnet hatte, noch einmal in sein Zimmer.

(Fortsetzung folgt.)



Die Betrachtung der Eigenthümlichkeit bedeutender Menschen ist immer die interessanteste, die fruchtbarste, die würdigste Beschäftigung. Ich wenigstens weiß keine höhere Aufgabe als: das Große begreifen zu lernen. Hervorbringen können werthlos sein. Verstehen kann sich jeder bilden. Freuchtlersleben.

Kriegsbild.

(Originalbericht.)

Geschrieben den 12. Juni 1915.

Meine Lieben!

Euer Paket mit hygienischen Bedarfsartikeln habe ich erhalten und kann es gut verwenden. Herzlichen Dank. Unser Standort liegt immer noch in der Nähe von Przemysl, wo wir uns in einem Obstgarten eingenistet haben. Ich schlafe, wie immer, im großen Himmelbett. Ein großer stämmiger Birnbaum stellt die Vorhänge da, und so ruhe ich denn am Fuße des Stammes wie ein Widelkind im Schoße des Großpapas. Die menschlichen Wohnstätten suchen wir selten auf, aus Rücksicht auf gewisse Tierchen, denen wir ihr Reich nicht freitig machen wollen. Was die Reinigung vom Gesichts betrifft, so haben wir Soldaten es sehr bequem. Wenn die Sonne den Dreck festgebrannt hat, brauchen wir nur die Mienen zu verzieren und er springt von selbst ab. Die Verhältnisse hier zu Lande sind eigenartig. Die Männer tragen Röde und die Weiber lange Rohrstiefel, so rechte Siebenmeisenstiefel. Meistenteils gehen die Leute barfuß, auch bei großer Kälte und Regen. Wie nett und fein die Füßchen sind, könnt Ihr Euch vorstellen. Da muß der Schuster beim Anmessen von Stiefeln gleich das Kilometermaß mitbringen. Man glaubt sich manchmal in das Reich des wilden Westens versetzt. Leute kommen einem hier zu Augen, wie sie in den Indianergeschichten vom wilden Ochsen, grauen Bären, schwarzen Büffel beschriebenen sind. So sah ich Männer, die ganz in Fellkleidung steckten, und zwar hatte jedes Kleidungsstück eine andere Farbe. Um die Lenden hatten sie einen Messinggürtel gelegt, die Kopfbedeckung bestand aus einer sehr hohen Pelzmütze. Lange Kransen an der Hosennaht vollendeten die romantische Erscheinung. Die Dörfer weisen nicht die geordnete Anlage wie bei uns auf. Regellos liegen die Hütten, unter Bäumen versteckt, umher. Sie gleichen ganz den Urwaldansiedlungen. Straßen gibt es nicht, nur Feldwege und Fußpfade; da ist gut Finanzminister sein.

Doch nun etwas über meine Schlachterlebnisse. Die letzten Kämpfe spielten sich alle vor Przemysl ab. Graufige Spuren hat hier der Krieg hinterlassen. Dörfer und Gehöfte liegen in Schutt und Asche. Schon wächst das Gras über den verödeten Ruinen. Treiben sind hier und da noch manche Bewohner in ihren Heimstätten zurückgeblieben, wo sie sich elende Lütten aus Brettern, Stangen, alten Mauerüberresten und Mist errichtet haben. Hier haufen sie, als einzigen Besitz vielleicht noch ein abgemagertes Küchlein, verwildert wie die Rigeuner. Nur Gewalt kann sie von hier vertreiben. Obwohl ich nicht in der vordersten Feuerlinie stand, so kam ich doch öfters in heftiges Feuer. Am meisten ist das schwere Artilleriefeuer gefährlich. Die Geschosse heulen heran — ein langer Augenblick folgt — wo wird es einschlagen? Da kracht es schon, der Boden zittert unter den Füßen, gleich einem feuerspeienden Berg steigt eine blauschwarze, feurige Wolke gen Himmel, um sich dann über das ganze Gelände zu verteilen. Da zittert selbst das mutigste Herz. Doch entsetzenden Lähmen ergreift die Seele, schon schlägt mit furchtbarem Donner die 2., die 3. und 4. Ladung ein. Rauch und Asche erfüllen die Luft und prasselnd fallen die Sprengstücke und Erdmassen auf den Boden. Unwillkürlich wirft man sich irgend wohin und sei es auch, um sich hinter einem Erdhüflein zu decken. Das furchtbare Schauspiel hat die Seele so in Wahn geschlagen, daß die Lebensfunktionen wie erstarrt sind. In solchen Augenblicken ahnt das Herz, daß nur ein allmächtiges Wesen Hilfe senden kann, und unbewußt schreit das bedrängte ohnmächtige Menschlein zu seinem Gott. Wohl dem, der ihn als Vater kennt, er findet auch in Tod und Nacht die Ruhe wieder. Das Bewußtsein, von einem allmächtigen Wesen umgeben zu sein, das in warmer Teilnahme die Fäden unseres Geschicks in die Hand nimmt, hat mir oft Trost und Mut verliehen, das kann ich bezeugen. Der Krieg ist grausam, furchtbar hart. Davon wissen vor allem die Verwundeten zu erzählen. Nie werde ich den armen Russen vergessen, der am Straßengraben lag, ganz mit Staub bedeckt. Müde hatte er sein Haupt noch einmal aufgerichtet, vielleicht in der leisen Hoffnung, von der vorbeiziehenden Kolonne Hilfe zu erfahren, und nun, in seiner Hoffnung getäuscht, schaute er uns so unsäglich traurig an, als wollte er sagen: „Kameraden, ich sterbe, auch ich liebe das Leben, doch niemand hilft mir, daß

er den Blutquell stille.“ Der Krieg ist ein großes Jammerthal und Totenseld. Der liebe Gott möge helfen, daß bald der goldne Frühling in unsere Täler und Auen einkehre. Möge jeder aus seinem Herzen Haß und Neid verbannen, denn sie stören nicht minder unser Lebensglück als der mordende Krieg. Möge doch einmal die Liebe ihr Banner aufrichten und Eintracht und Frieden wieder ihr stilles Heim auf Erden aufschlagen. Mit herzlichsten Grüßen an Euch alle Euer Fritz.



Aus der Kriegszeit.

Begegnung im Felde. Einem Feldpostbriefe entnehmen wir ein rührendes Spiel des Zufalls, bei dem einem das Herz warm werden kann. Ein 62jähriger deutscher Krieger, der als Leutnant lange im Westen im Felde gestanden hat, kommt auf den Kriegsschauplatz nach dem Osten. Dort bei Poltnow liegen seine Söhne in Feuerstellung, er kämpft im Schützengraben südlich von Rawa. „Dringend“, schreibt er, „wünschten wir uns zu sehen, aber bei allen dreien überwog das Dienstinteresse, und so wurde nichts daraus. Da kam unsere ganz plötzliche Verschiebung und unsere Ausladung in Lowitzsch. Mit Hilfe der Stappentkommandantur in Tomaszow an der Piltca bekam ich Fernsprechverbindung mit dem Regiment meiner Söhne, und so waren sie bei meiner Ankunft in Lowitzsch, und wir konnten einige Stunden zusammen sein.“ „Auch fast ein sogenanntes Ereignis“, bemerkt der Vater dazu launig. Möchten recht viele Väter solch Wiedersehen erleben.

Von einem Kampf zwischen einem Zeppelin und einem Flugzeug entwirft ein englischer Flieger in der „Daily Mail“ eine sehr anschauliche Schilderung: „11,15 Uhr nachts: Ein Zeppelin ist um 11 Uhr in ... beobachtet, nach Westen segelnd. Höhe 9000 Fuß geschätzt.“ — „11,35 Uhr: Ein Zeppelin passierte ... um 11,10; fohrt nordwestlich. Höhe etwa 9000 Fuß.“ Diese Meldungen gaben mir genug Anhalt zum Ausbruch. Wenige Minuten später hörte man die englische Front entlang das Summen der verschiedensten Flugzeuge. Es war Stodunkel. Als wir von dem Flugplatz abfuhren, war nur ganz schwach die Silhouette eines nahegelegenen Waldes sichtbar. Während wir über die niedrig hängenden Wolken hinweg aufstiegen, durchdränkte uns eine unheimliche Feuchtigkeit, die den kommenden Regen ankündigte. Einige Minuten später waren wir wie aus der Welt verschwunden, nur unsere Instrumente und die Uhr erinnerten uns noch an sie. So stiegen wir ganz langsam höher, und es wirkte wie eine Erleichterung auf uns, als wir plötzlich die Lichter einer Stadt erspähten und allmählich noch andere Städte in unserem Gesichtskreis auftauchten. Plötzlich zeigte sich wie durch Zauber ein Licht vor uns. Es war ein feindlicher Scheinwerfer. Er war über unseren Erleuchtungsfug unterrichtet worden, und durch die obere Luftschicht ergoß sich jetzt ein großer Strom weißen Lichtes. Der Schaff verschwindet, aber einen Moment später sehen wir grellstes Licht. Durch plötzliches Niedergehen und eine schnelle Wendung gelangt es uns, ihm aus dem Wege zu gehen. In ungefähr 20 Sekunden fangen die Geschütze an. Der ganze soeben vor uns durchfahrene Raum ist mit Granaten erfüllt. Sie plagen in Gruppen und Reihen; einigen entströmt ein feuerartiger Strom matter Flammen, andere plagen wieder wie ungeheure Raketen und lähmen fast mit ihren blendenden Strahlen, die von dem Hintergrund zerrissenen Gewölks zurückstrahlen. Aber der Scheinwerfer kann uns nicht folgen. Sorgfältig sucht er den Himmel ab, und plötzlich richtet er sich auf eine andere Flugmaschine. Jetzt bleibt er stehen, und wir haben besser Zeit für unsere Arbeit. Ruhig steigen wir höher, bei den großen Windungen, die wir machen, ist es dem feindlichen Luftfahrzeug unmöglich, uns zu entgehen. Der Scheinwerfer hat den anderen Flieger verloren und richtet seine Strahlen auf eine sich zusammenziehende Wolke, die 1000 Fuß unter uns ist. Vom östlichen Horizont kommt gleichzeitig ein neues Licht, da der Mond bald aufgehen wird. Tief unten aber werden Signale, die jedenfalls Luftfahrzeugen gelten, von jemand gegeben. Es ist das erste Zeichen des Zeppelins. So schnell wie möglich richten wir unsere Fahrt dorthin, die andere Maschine ist verschwunden und folgt vermutlich einem anderen Ziele. Lange bevor wir nahe heran sind, haben die Signale aufgehört. Wir zerbrechen uns den Kopf über die Richtung, die der Zeppelin wahrscheinlich nehmen wird. In einigen

Minuten wird es hell genug sein, um zu sehen; aber diese wenigen Minuten sind unschätzbar. Wir steigen höher und höher, und es gelingt uns, in dem Schatten einer Wolke vorborgen zu bleiben. Als wir über die Spitze dieser großen Dampfmasse hinweggekommen sind, zeigt der Himmel die dumpfe aschgraue Farbe, die auf herrlichen Mondschein schließen läßt. Wir durchforschen volle fünf Minuten sorgsam den Himmel. Dann sieht man über uns und scheinbar deutlich einen Blitz, dem nach kurzer Zeit ein anderer folgt, und man ist wieder alles ruhig. Es war weit, sehr weit weg von uns, aber wir sind sicher, daß es ein Zeppelin war, und wir steuern in die Richtung, aus der der Blitz gekommen war. Als der Mond aufging und wir durch eine dicke Wolke hindurchgefegelt waren und in eine große Höhe gelangten, sehen wir den Zeppelin mit unfehlbarer Sicherheit. Bis dahin hatte er keinen Angriff vermutet; sein Kurs war gleichmäßig. Aber wir wußten, daß er bald das Summen unserer Maschine hören würde und hielten uns so entfernt wie möglich, bis wir hoch genug waren. Wir unterschätzten indessen die Ohren des Zeppelins. Er hörte uns bald und begann den Scheinwerfer spielen zu lassen. Das Lichtfladern des gewaltigen Luftschiffes wirkte unheimlicher als die langen suchenden Strahlen von der Erde. Sie beleuchteten eine lange Wolkenreihe, und höchst mißvergnügt wußten wir feststellen, daß das Wetter sich plötzlich ändern würde. Als wir in einer beträchtlichen Höhe gegen ihn kreuzten, entdeckte er uns mit dem Scheinwerfer, und alsbald befanden wir uns in einem Kreuzfeuer von Maschinengewehrkrugeln. Wir bogten ab, um den Scheinwerfer zu vermeiden und seinem Feuer zu entgehen. Plötzlich waren wir in eine stockdunkle Wolke eingeküllt, die kein Mondstrahl durchdrang. Nach unserer Berechnung waren wir auf den Zeppelin zugesteuert. Das einzige Anzeichen seiner Stellung war das beständige Knattern seines Maschinengewehrs. Aber auch dieses Spiel dauerte nur einige Minuten. Als wir über ihm zu sein glaubten, machten wir einen hoffnungslosen Versuch und schossen. Die Wolken spielten uns im letzten Augenblick einen Streich. Diese Ungewissheiten gibt es eben beim Luftkrieg, man darf sich dabei auf nichts verlassen. Wir fehlten unsern Suchen fort, bis die ersten Sonnenstrahlen uns über der See beleuchteten. Die Wolken hatten sich zu feinen Streifen verteilt. Das feindliche Luftschiff war verschwunden. Von Zeit zu Zeit begleitete uns das Plätschen einer Granate auf unserem einsamen Ausflug. Wir kehrten heim und landeten „irgendwo in Frankreich“.

Der Karpfen im Felde. „Wir haben hier Karpfen in polnischer Sauce in Überfluß, es sind aber deutsche Karpfen“, schrieb mit gutem Humor ein Unteroffizier im Frühjahr noch der Heimat, als die unvorgründlichen Wege in Polen unseren wackeren Feldgrauen sehr viel zu schaffen machten. „Scht prima deutsche Edelkarpfen empfang und empfiehlt Reserve-Infanterie-Regiment Nr. . . . , zurzeit in . . . (Belgien)“, heißt es in einem Feldpostbriefe eines Leutnants. Man sieht aus diesen zwei Feldpostbriefstellen, daß die Bezeichnung „Karpfen“ in der Sprache unserer Feldgrauen eine bedeutende Rolle spielen muß. Mit dem Namen „Karpfen“ bezeichnet man allgemein den Ersatz, der zur Ergänzung und Verstärkung der kämpfenden Truppen ins Feld rückt. Diese Bezeichnung war schon lange vor dem Kriege in der deutschen Soldatensprache gang und gäbe; man nannte so allgemein die Ersatzreserveoffiziere. Wie kommt aber der Ersatz zu der merkwürdigen Benennung „Karpfen“? Bei manchen Truppenteilen trifft man noch den volleren Namen „Sackkarpfen“ an. Dieser bietet uns also die Erklärung für die Entstehung der in Rede stehenden Bezeichnung. Wie der Fische humoristisch der „Politur“ den Namen „Politik“ gegeben hat, so haben die Soldaten bei der Benennung des Ersatzes zu dem ähnlich klingenden Wort „Sackkarpfen“ gegriffen, und schließlich entstand der verkürzte Ausdruck „Karpfen“. Angenommen, die Bezeichnung „Sackkarpfen“ wäre ganz aus der Soldatensprache verschwunden, so würde uns die Erklärung der Entstehung des Ausdrucks „Karpfen“ zur Benennung des militärischen Ersatzes etwas schwer fallen. In diesem Falle hat sich glücklicherweise das Wort, das die Erklärung enthält, erhalten; bei vielen anderen Ausdrücken unserer Sprache ist das aber nicht der Fall, und die Philologen zerbrechen sich nun darüber die Köpfe, wie sie wohl entstanden sein mögen. Wir haben uns in dem jetzigen gewaltigen Ringen, dem ge-

waltigsten, das jemals die Welt gesehen hat, mit dem denkbar besten Erfolg der Übermacht und Überzahl unserer Feinde erwehren können, und dies wird uns auch in Zukunft bis zur glücklichen Beendigung des Krieges möglich sein. Diese günstige militärische Lage verdanken wir nicht an letzter Stelle dem Umstand, daß bei uns die Frage des Ersatzes und der Verstärkung der kämpfenden Truppen in der vortrefflichsten Weise organisiert worden ist. Ja, wir schicken „schon prima deutsche Edelkarpfen“ ins Feld. In der Kriegsgeschichte wird es unvergessen bleiben, daß die deutschen jungen Karpfen bei Opatowitz direkt vom Bahntransport gegen die Engländer und Franzosen zum Sturm vorgingen und unter dem Gesänge „Deutschland, Deutschland über alles“ die feindlichen Stellungen eroberten.

Vom Nägelein einschlagen. Der große Weltkrieg hat bei uns schöpferische Ideen nicht nur auf dem Gebiete der Waffentechnik entstehen lassen. Auch da, wo es gilt, hinter der Front die Schrecken und Leiden des Krieges durch Vereinfachung von Geldmitteln zu lindern, hat man neue Formen gefunden, in denen sich Vaterlandsliebe und Wohlthätigkeit betätigen können. Allenfalls im Reiche wie im verbündeten Österreich-Ungarn wird jetzt das Nägelein einschlagen betrieben. Jeder, der einen bestimmten Betrag spendet, darf in eine Art „Symbolum“ einen Nagel einschlagen; der Erlös wird Wohlfahrtszwecken zugeführt. Die alte Kaiserstadt Wien ging mit dieser Einrichtung voran. Nach dem Vorbild ihres „Stod im Eisen“ wurde ein „Behrmann aus Eisen“, aus Lindenholz geschnitten, aufgestellt, der nach und nach mit Nägeln bedeckt werden soll. Den ersten Nagel, einen goldenen, hat bekanntlich im Auftrag des Kaisers ein Erzherzog eingeschlagen; weitere Ehrennägel der deutsche und türkische Botschafter. In Köln wurde ein Standbild nach dem Muster einer alten Ritterrüstung aus dem städtischen Museum, die man dem Kölner Volkshelden Jan von Werth zuschreibt, aufgestellt, dessen Panzer die eingeschlagenen Nägel bilden sollen. Andere Städte stifteten Eisernes Kreuze, Adler, Wappen usw., die alle dem gleichen Zweck, dem Nägelein einschlagen, dienen sollen. Auch Stammtische haben die Idee schon aufgenommen. Sie malten auf den Stammtisch ein Eisernes Kreuz und lassen die Konturen mit Nägeln umziehen. Die Sitte des Nägelein einschlagens ist uralte. Ihre jetzige Wiederauffrischung hat aber den alten Sinn verkehrt. Jetzt will man durch das Nägelein einschlagen etwas herauslocken, nämlich Geld, während früher der Glaube bestand, man könne dadurch etwas festlegen, „bannen“, also unschädlich machen. Schon im alten Rom wurde am Ende jeden Jahres im Tempel der Schicksalsgöttin Nortia ein Nagel eingeschlagen, gewissermaßen zum Zeichen dafür, daß man mit dem alten Jahr eingekündigt abgeschlossen habe. Auf dem Lande ist noch vielfach der Glaube verbreitet, daß man Krankheiten heilen könne, wenn man sie „vernagelt“. Die festgenagelten und vergrabenen Amulette und Zaubermittel spielen im Volksaberglauben bis in die Neuzeit eine große Rolle. Löße Geister und Dämonie, die in Tiergestalt auftreten, machte man unschädlich, indem man die betreffenden Tiere, z. B. Eulen, an das Scheunenvor nagelte, eine Grausamkeit; die man übrigens auch heute trotz aller Aufklärung noch antreffen kann. Hierunter fällt auch die Sage vom Vampir, der nicht eher in seinem Grabe Ruhe hält, bis ihm ein Nagel durch das Herz getrieben ist. Gerichtsverhandlungen der letzten Zeit haben erwiesen, daß diese Sage noch heute in Ungarn lebendig ist. Man hat das Grab eines Verstorbenen, der bei Lebzeiten als Vampir galt, geöffnet und den Leichnam in der bezeichneten Weise „festgenagelt“ vorgefunden. Anderer Art scheinen die Erinnerungsnägel zu sein, die eine Linde bei Mölln in der Nähe von Lübeck trägt. Unter der Linde liegt das Grab von Till Eulenspiegel, des großen Schalks, und jeder vorübergehende Handwerkerbursche hielt es für seine Pflicht, zum Gedenken an den Freund und Helfer der Schwachen, den Verspötter der Mächtigen, in die Linde einen Nagel einzuschlagen. Die Linde trägt noch jetzt den Namen „Nagelbaum“. Bisher hat man mit der neuartigen Sitte, Geld durch Nägelein einschlagen zu sammeln, sehr gute Resultate erzielt. Hoffentlich hält der Eifer an und läßt nicht nach, sobald einmal der Reiz der Neuheit verschwunden ist. Dann wäre zu wünschen, daß die Sitte weiterbestehen bliebe, auch nachdem wir dem Weltkrieg den großen Nagel eingeschlagen und ihn durch den goldenen Frieden gebannt haben.